

Slowakei wirksam zu werden, wo die Orthodoxen unter die Jurisdiktion des russischen Exarchen in Prag gekommen waren. Der aus Ostasien geschickte Metropolit Eleutherios konnte die Anziehungskraft der russischen Kirche auf die Gemüter aller slawischen Orthodoxen im Sinne der neuen Moskauer Kirchenpolitik weidlichst ausnutzen. Ob er allerdings nur der „Liebe des Volkes“ begegnete, wie es in offiziellen Berichten hieß, erscheint fraglich. Im benachbarten ukrainischen Karpathenland war man offenbar noch nicht weitergekommen. Da wurde am 1. 11. 1947 ihr Oberhaupt, der Bischof Romža von Munkacs, ermordet. Dennoch lebte die unierte Kirche weiter. In Galizien, wo man ihre endgültige Beseitigung erst im Januar 1948 bekanntgeben konnte, wurde im September des Jahres Kostelnik ermordet. Die Tat wurde dem Vatikan und den „deutsch-ukrainischen Faschisten“ zur Last gelegt. In der Karpatho-Ukraine konnte erst am 28. 8. 1949 nach energischen Bemühungen des russischen Erzbischofs Makarius die Beseitigung der Union offiziell verkündet werden. Doch immer noch schien sie am Leben. Makarius sprach zwar von einer bedeutenden Mehrheit der unierten Geistlichen, die übergetreten seien, und von massenweisem Abfall der Gläubigen, war aber in seinem Bericht an den Patriarchen weniger optimistisch: „Die ersten Keime für die Vereinigung der griechisch-katholischen Gläubigen Transkarpathiens mit der orthodoxen Kirche sind bereits gesät“ (a. a. O., S. 11).

Auch in Rumänien hatte die Regierung inzwischen den Auftakt gegeben, indem sie nach Abdankung des Königs (Dez. 1947) am 17. 7. 1948 das Konkordat aufhob. Hatte man hier bisher gezögert, die orthodoxe Propaganda durch Gewaltmaßnahmen zu unterstützen, so wurde das jetzt um so gründlicher nachgeholt. Die Aktion vollzog sich schlagartig in fünf Monaten. Über die Vorgänge in Rumänien haben wir seinerzeit laufend berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 3. Jhg., S. 446).

Am 3. 10. 1948 wurde in Bukarest die Vereinigung der ihres Episkopats durch Absetzung beraubten unierten Kirche mit der orthodoxen Kirche offiziell vollzogen. Nach

orthodoxer Darstellung schlossen sich in den nächsten zwei Wochen fast alle unierten Geistlichen und Gläubigen Siebenbürgens diesem Schritt an (Journal des Moskauer Patriarchats 1949, Nr. 8, S. 57). Nun konnte an jenem historischen 21. Oktober, an dem vor 250 Jahren die Union in Karlsburg geschlossen worden war, dortselbst in Anwesenheit von 20 000 Gläubigen und angeblich 1000 Priestern die Rückkehr zur Orthodoxie in einer feierlichen Zeremonie begangen werden. Die unierten Kirchen wurden beschlagnahmt oder den Orthodoxen übergeben. Ende Oktober verhaftete die Polizei die bereits abgesetzten unierten Bischöfe, um ihren Einfluß unter dem Volk völlig auszuschalten, was dringend notwendig schien, da nun jeder einzelne Gläubige durch Unterschrift den Übertritt zur orthodoxen Kirche individuell vollziehen sollte. Ein Regierungsdekret vom 1. 12. 1948 sprach praktisch das völlige Verbot der unierten Kirche aus. 1950 sollen sich 700 unierte Priester im Gefängnis befunden haben. Die zur Orthodoxie übergeführten Priester sind mitsamt ihrer Gemeinde wohl durchweg im Herzen katholisch geblieben und nur „pro forma“ übergetreten.

Nach der rumänischen Tragödie wurde, wie oben berichtet, im Jahre 1949 die Lage in der Karpatho-Ukraine bereinigt. Den Schluß machte die Slowakei, wo die offizielle Propaganda die Vorgänge ebenfalls als eine elementare Volksbewegung zum „Glauben der Urväter“ hin darstellte. Am 29. 4. 1950 vollzog ein Konzil zu Prešov den Anschluß an die Orthodoxie. Die Kathedrale und alle Kirchen wurden den Orthodoxen übergeben. Im Januar 1951 wurde der unierte Bischof Gojdič von Prešov verhaftet und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Etwa 100 Priester hatten ein ähnliches Schicksal. Wie die Lage in den einzelnen Gemeinden ist, kann nicht eingesehen werden.

Das sind in kurzen Zügen die wichtigsten Daten der äußeren Entwicklung der Union bis zu ihrem Untergang in ihren Ursprungsländern. Die Bedeutung der westeuropäischen und überseeischen Gemeinden für eine künftige Wiedergeburt kann vorerst nicht überblickt werden.

Fragen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens

Kirche und Familie im Urteil des Dorfes

Die Tatsache, daß das Dorf und seine Bewohner heute mit am stärksten in den Strudel des allgemeinen Umschichtungsprozesses unserer Gesellschaft hineingerissen sind, ist nicht unbekannt. Die Auswirkungen der industriellen Revolution auf dem Lande, die zunehmende Differenzierung der Landbevölkerung, die heute in der Mehrzahl in Westdeutschland nicht mehr aus Bauern besteht, ihre vielschichtige Stellung in der modernen Wirtschaft war eines der Hauptthemen der Würzburger Arbeitstagung des katholischen Landvolkes im September 1953 (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 91 f.). Es ist nun wichtig, zu wissen, wie der ausgelöste Umschichtungsprozeß sich konkret in den einzelnen dörflichen Gemeinschaften auswirkt, und wie er von den Betroffenen, der ländlichen Bevölkerung, erfahren wird.

Mit dieser und einer Anzahl ähnlicher Fragen befaßt sich eine Studie von Gerhard Wurzbacher und Renate Pflaum,

die unter dem Titel: „Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung“ erschienen ist (Ferdinand-Enke-Verlag, Stuttgart 1954, 307 S.). Den Verfassern, die im Auftrage des Unesco-Institutes für Sozialwissenschaften, Köln, arbeiteten, war die Aufgabe gestellt, „die Bevölkerungsdifferenzierung und -integration an Hand vergleichender Gemeindestudien“ zu untersuchen. Zu diesem Zwecke wählten Wurzbacher und seine Mitarbeiter eine Gemeinde aus, die aus 45 Dörfern und Weilern besteht, 5000 Einwohner umfaßt und am Rande des Westerwaldes, 50 km von Köln entfernt, liegt (also eine Gemeinde in einer Zone, die die Soziologen mit „rurban“ bezeichnen: eine Übergangszone von ländlichen und städtischen Gebräuchen, wie sie heute für das deutsche Dorf in hohem Maße typisch ist).

Die Ausweitung der Untersuchung auf eine Gemeinde mit 45 verschiedenen Dörfern hatte den Vorteil, daß fast alle Dorftypen, die heute in Westdeutschland vorkommen, in die Untersuchung einbezogen werden konn-

ten. Die Ergebnisse der Untersuchung können also „in bezug auf die wirtschaftlichen Verhältnisse in hohem Maße als repräsentativ für eine Vielzahl westdeutscher ländlicher Gemeinden angesehen werden“. Folgende Unterlagen und Methoden wurden dabei angewandt und benutzt: vorhandenes statistisches Material, behördliche Akten und Dokumente, teilnehmende Beobachtung, „intensive Befragung von überdurchschnittlich informierten Gewährsmännern“ (diese Befragung stellt das Kernstück der Untersuchung dar), je eine Intensiv- und Formalfragung (an Hand eines 43seitigen Fragebogens) von 6.3% aller Bewohner über 21 Jahren.

Mit welcher Sorgfalt die Untersuchung durchgeführt worden ist, läßt die Bemerkung der Herausgeber erkennen, „daß der wissenschaftliche Stab, einschließlich des Forschungsleiters, während des Zeitraumes von Juni 1952 bis März 1954 in zahlreichen Einzelaufenthalten von der Dauer weniger Tage bis zu mehreren Monaten in verschiedenen Ortschaften der Gemeinde...“ lebte. Das Ergebnis dieser Bemühungen liegt nun in einer Monographie des heutigen deutschen Dorfes vor, der der Rang einer soziologischen Leitstudie zukommt.

Die Arbeit befaßt sich im einzelnen mit folgenden Themen:

die Entwicklung von der Kleinbauerngemeinde zur Pendlergemeinde;

die berufliche Gliederung in ihrem Wandel (Rangunterschiede der Berufe der Gegenwart);

die Nachbarschaft als Ausgleichsfaktor gegen Vereinzelung;

die Vereine als Produkt und Gegengewicht sozialer Differenzierung;

politische Führung und politische Beteiligung als Ausdruck gemeindlicher Selbstentfaltung;

die Bindung der Bevölkerung an die Institution der Kirche;

die Familie als sozialer Gliederungsfaktor.

Da es unmöglich ist, auf beschränktem Raum das gesamte erarbeitete Material auszubreiten, beschränkt sich unser Referat im folgenden auf die beiden letzten Kapitel: Kirche und Familie in der Sicht der dörflichen Gesellschaft. In diesem Zusammenhange soll ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß alle in dieser Studie ausgesprochenen Bewertungen und gefällten Urteile rein soziologischer Natur sind.

Die beiden Konfessionsgruppen

Die Bevölkerung der Untersuchungsgemeinde ist konfessionell gemischt. Der Anteil der Katholiken betrug 1952 31.3%, der der Protestanten 67.3%. In fast allen Dörfern sind beide Konfessionen vertreten. Vor dem Einstrom der Evakuierten und Flüchtlinge während der letzten Jahre waren die einzelnen Dörfer konfessionell noch sehr einheitlich. Die Untersuchungsgemeinde umfaßt vier Kirchspiele, zwei katholische und zwei evangelische. Die evangelische Hauptgemeinde zählte 1952 rund 1200 Seelen, die entsprechende katholische 1100. Bezüglich der Sozialstruktur der Gemeinde fällt auf, daß in ihr fast 10% mehr katholische Arbeiter lebten als evangelische, daß ferner 15.7% der befragten Katholiken Sozialrentner waren (gegenüber nur 8.5% Protestanten). Dagegen waren 14% der evangelischen Bevölkerung Landwirte gegen nur 8% der katholischen. Bei den Angestellten und Beamten war das Verhältnis ausgeglichen.

Das Bild vom „guten Pfarrer“

Als erstes bedeutsames Ergebnis registrieren die Untersuchenden, daß bei der Beurteilung der Kirche als Institution und sozialer Faktor zwischen den Angehörigen der beiden Konfessionen keine grundsätzlichen Unterschiede bestehen. Diese Tatsache gilt auch bei der Beurteilung des Pfarrers.

Das Idealbild vom „guten Pfarrer“ ist bei allen Gemeindegliedern mehr oder minder einheitlich. Die Forderungen, die an ihn gestellt werden, lauten: er soll seine kirchlichen Amtspflichten gut verrichten (nur 8.8% der Befragten), er soll Hausbesuche machen, er soll sich der Eigenart seiner Gemeinde anpassen, sein soziales Wirken soll in „Rat und Tat“ bestehen (darum muß er auch einmal „beim Kalben anpacken können“). Weiterhin werden gefordert: „Aufgabe jedes Ständedünkels, Gerechtigkeit und gleiches Verhalten gegen Arme und Reiche, gegen treue Kirchenbesucher und Sünder“. „Das wird von einem Pfarrer heute mehr und dringender verlangt als große Wortgewandtheit auf der Kanzel.“ Man wünschte immer wieder, der Pfarrer soll „ein gewöhnlicher Mensch“ sein.

Die Studie kommt zu dem Ergebnis, daß „die Forderungen, die man an den Pfarrer stellt, ans Utopische grenzen, die Gefahr einer Überforderung liegt durchaus in ihnen“. Wenn der Pfarrer die an ihn gerichteten Forderungen nicht erfüllt, setzt er sich der Kritik aus. Ein Viertel der Befragten kritisierte offen, aber auch die positiven Bilder vom „guten Pfarrer“ enthielten manche implizierte Kritik. Folgende Punkte wurden in der Reihenfolge der Häufigkeit genannt:

1. soziale Ungerechtigkeit: „Reiche und Arme werden nicht gleich behandelt, die Reichen werden vorgezogen“;
2. mangelnder Kontakt zu den Gemeindegliedern, zu wenig Hausbesuche;
3. Egoismus: „Er arbeitet in die eigene Tasche, er sieht auf seinen materiellen Vorteil“;
4. Einmischung in die Privatsphäre: „Er steckt seine Nase in Angelegenheiten, die ihn nichts angehen.“

Worum soll sich der Pfarrer kümmern?

Über die Wirkungsbereiche, in denen der Pfarrer tätig sein soll oder darf, bestehen verschiedene Ansichten, „wobei die Meinung der Katholiken sich von der der Protestanten wiederum kaum unterscheidet“. Die Studie nennt drei Gruppen. Die erste, verhältnismäßig kleine Gruppe von einem Fünftel der Befragten meint, der Pfarrer solle sich schlechterdings um alles kümmern. Eine zweite Gruppe, und zwar die überwältigende Mehrheit der Gemeindebevölkerung, vertritt die Ansicht, daß der Wirkungsbereich des Pfarrers zwar nicht mehr „alles“ umfassen, sich jedoch über die kirchlichen Belange hinaus auf das soziale Gebiet erstrecken soll.

Das erste Gebiet, das dem Pfarrer als legitimer Wirkungsbereich von dieser Gruppe abgesprochen wird, ist „die Politik“. Die untersuchenden Soziologen fassen die Meinungen dieser Leute wie folgt zusammen: „Eine parteipolitische Stellungnahme von Seiten des Pfarrers verringert die Möglichkeit, den Pfarrer als überparteilichen und daher selbstlosen Ratgeber anrufen zu können. Die Verwaltung der Gemeinde und der Entscheid von Gemeindeangelegenheiten, wie Wegbau u. ä., wird jedoch oft nicht unter Politik verstanden, und dem Pfar-

rer wird das Recht konzediert, zwar nicht aus eigenem Interesse, aber doch im Interesse der Mitglieder seiner Kirchengemeinde hier mitzusprechen . . .“

Das zweite Gebiet, in das man ein Eingreifen des Pfarrers nicht mehr duldet, ist eine bestimmte private Sphäre. „Sein Rat wird angenommen, wenn man ihn selber um Hilfe angeht, aber zunehmend wird ihm weniger das Recht zugestanden, sich aus eigenem Antrieb und ohne gerufen zu werden um *alle* persönlichen Probleme seiner Schäfchen zu kümmern.“ Von 182 Personen wurde auf die Frage: „Wenn Sie persönliche Schwierigkeiten haben, mit wem sprechen Sie sich dann aus?“ nur in zwei Fällen der Pfarrer erwähnt. Unter „persönlichen Schwierigkeiten“ wurden dabei Probleme intimster Natur verstanden. Solche Probleme wollen 60% nur mit einem Mitglied der engsten Familie besprechen, während weitere 14% allein damit fertigzuwerden suchen.

Der Mehrheit der zweiten Gruppe steht eine dritte Gruppe gegenüber, die größer als die erste ist. Sie verlangt: „Er soll sich nur um seine Kirche kümmern, für die Gemeinde sind ja wieder speziell andere Leute da.“ Diese Haltung, die auf eine Herausbildung eines spezifisch „kirchlichen Bereichs“ hinausläuft, ist nach Meinung der ihr offenbar selber zuneigenden Soziologen kennzeichnend einmal „für eine starke Differenzierung und die autonome Erstarkung der verschiedenen Sozialbereiche, wie zum anderen für das Streben der Persönlichkeit nach größerem Entfaltungsspielraum . . .“ Wohl überwiege noch die Forderung nach einem selbstlosen Sichkümmern um das seelische und materielle Wohl der Gemeindeglieder. „Die Schwierigkeit bei der Verwirklichung dieser Forderung besteht nur in der Tatsache, daß verschiedene Sozialbereiche sich vom kirchlichen Einfluß, sofern er bewußt führend ist und nicht indirekt über die Annahme einer christlichen Ethik vorgeht, emanzipiert haben.“

Der soziale Rang des Pfarrers

Durch eine Stichprobe, bei der 17 verschiedene Berufe nach ihrem sozialen Rang einzustufen waren, stellten die Untersuchenden fest, daß das soziale Prestige des Pfarrers gegenüber früher stark abgesunken ist. Er wurde nach dem Arzt, Regierungsrat, Apotheker, Fabrikbesitzer und Studienrat an die sechste Stelle gesetzt. Dabei wurde er von den freien Berufen, den Akademikern, mittleren Beamten und Angestellten höher eingeordnet als von anderen Berufsgruppen. Vor allem wurde er von den ungelerten Arbeitern unterdurchschnittlich beurteilt: diese stellen den Pfarrer sogar noch unter den Volksschullehrer. Die Katholiken ordnen dabei den Pfarrer im Durchschnitt nur ein wenig höher ein als die Protestanten. Für dieses relative Absinken des sozialen Prestiges nennt die Studie drei Ursachen:

1. die Vergrößerung der Bildungsoberschicht auch in kleinen ländlichen Gemeinden;
2. eine weithin verbreitete kritische Einstellung gegenüber geistiger Arbeit, sie gilt als „leichte Arbeit“;
3. das heute auch auf dem Lande vorherrschende Sozialethos, das zuerst den Charakter beurteilt, dann erst die soziale Stellung. Daher wird immer wieder gefordert, daß der Pfarrer „ein guter Mensch“ sein soll. (Dieses Verlangen stand auch in der seinerzeit von französischen Religionspädagogen durchgeführten Untersuchung an der

Spitze: Wie wünscht sich die Jugend den Priester? — vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 264.)

Stabilisierende Faktoren

Diese Änderung der Stellung des Pfarrers hat viele Ähnlichkeiten mit seiner Stellung im städtischen Sozialleben. In der ländlichen Situation kommen jedoch einige stabilisierende Momente hinzu. Einmal kann er sich hier als Freund und „guter Mensch“ wegen der großen gegenseitigen Bekanntheit voller entfalten. „Zum zweiten ist die von der öffentlichen Meinung gestützte Sitte als überlieferte Tradition, der Bindung an den Pfarrer . . ., noch viel stärker als in den Stadtgemeinden. Zum dritten besteht bei jeder in ihrem Heimatort generationenlang verwurzelten Bevölkerung ein stärkeres Gefühl der Verpflichtung ihrer eigenen Kirche und damit ihrem Pfarrer gegenüber. Wir finden also in der Landgemeinde eine Synthese zwischen traditionellen und neuen Formen des Verhältnisses zum Pfarrer.“

Warum man zur Kirche geht

Als erstes Indiz für die Bindung der Bevölkerung an die Kirche nennt die Studie die Häufigkeit des Kirchgangs. In der Befragung wurde, um eine möglichst ehrliche Auskunft zu erhalten, keine direkte Frage nach dem Kirchenbesuch gestellt. Es wurde lediglich um die Beschreibung eines ganz gewöhnlichen Sonntags gebeten. Dabei erwähnten 25,3% spontan, daß sie regelmäßig zur Kirche gehen, weitere 17,6%, daß sie gelegentlich sonntags zur Kirche gehen. Auf die Frage: „Was bedeutet hier für die verschiedenen Leute der Kirchgang?“ wurden folgende Antworten gegeben:

Religiöse Gründe	67.6 %
Tradition, Sitte	26.4 %
Eitelkeiten	35.2 %
Unterhaltungsgründe	22.5 %
Druck der öffentlichen Meinung	34.1 %
Geschäftliche Rücksichten und andere materielle Gründe	7.1 %
Keine Meinung, keine Antwort	7.7 %

Die religiösen Gründe scheinen der Bevölkerung weitaus das stärkste Einzelmotiv zu sein. Was die Beweggründe aus Tradition und Sitte anbelangt, so meinen die Bearbeiter der Studie: „Vom Standpunkt des Soziologen aus darf man den Kirchgang aus Traditionsgründen auf keinen Fall abwertend beurteilen, wie das in bestimmten theologischen und Laienkreisen manchmal getan wird. Gerade die Festigkeit der Sitte, die Stärke der Tradition, der man sich oft wirklich, ohne weiter nachzudenken, unterordnet, ist ein ganz starkes Bindemittel . . . Weiterhin darf man nicht vergessen, daß das Fundament dieser Tradition, auch wenn es heute nicht mehr in dem Grade bewußt ist, durchaus religiösen Ursprungs ist.“ Über ein Drittel der Befragten hält den Druck der öffentlichen Meinung für einen Grund, zur Kirche zu gehen. Das bedeutet: „Die traditionellen Kirchgänger wachsen auf in der Gewohnheit des Kirchganges und sehen diese Verhaltensweise von der öffentlichen Meinung des Dorfes gebilligt, ja sogar gefordert . . . Die Stärke des Druckes der öffentlichen Meinung ist ein Zeichen für die Stärke der Sitte.“

Über die Motive „Eitelkeiten, geschäftliche Rücksichten und Unterhaltungsgründe“ bemerkt die Studie: „Nirgends

erscheint die Kirche so deutlich als soziales Zentrum, wie in diesen Äußerungen, wo der Kirchgang mit dem Wunsch nach Gespräch, nach etwas ‚Kulturellem‘ oder dem Vergleich der Sonntagskleider begründet wird. Man kommt in der Kirche zusammen, teils weil es die Sitte erfordert, teils weil man ein religiöses Bedürfnis befriedigen will, teils weil man einfach zusammenkommen will: der letzte Grund entspricht einem elementaren sozialen Bedürfnis . . . Die Kirche oder der Platz vor der Kirche, wo man sich vorher oder nachher in kleinen Gruppen trifft, wird . . . zum Geburtsort der sozialen Kritik, die selber eine vergemeinschaftende Funktion ausübt, indem sie für Konformität durch Bestrafung der Abweichungen sorgt.“

Der Motivkomplex „soziale Bedürfnisse“ ist nach Meinung der Soziologen gewichtiger als die religiösen Gründe: während in 67.6 % aller Angaben religiöse Gründe allein oder zusammen mit anderen Gründen genannt wurden, machten die „sozialen Bedürfnisse“ in den verschiedensten Formen 91.8 % aller Angaben aus. Dieses Zahlenverhältnis beleuchtet eindrucklich die Mehrfachfunktion des Kirchganges. Die mannigfache Art der Bindung an die Kirche ist der Grund, weshalb über 40 % der Erwachsenen in der untersuchten Gemeinde mehr oder weniger regelmäßig zur Kirche gehen.

Die Einstellung zur kirchlichen Trauung

Die untersuchenden Soziologen haben auch die Einstellung der Bevölkerung zu den Sakramenten festzustellen versucht, die einen starken sozialen Nebencharakter aufweisen.

Die Einstellung zur Taufe war folgende:

Ablehnung der Taufe bis zur Indifferenz	10.5%
Bejahung aus Gründen der Tradition, Sitte und der öffentlichen Meinung	47.8%
Bejahung aus religiösen Gründen	39.0%
keine Meinung, keine Antwort	2.7%

Gegenüber der Erstkommunion:

Negative Bewertung oder Indifferenz vor allem Familienfest, Sitte, Prestige gründe	6.1%
Äußerungen, die den kirchlich-religiösen Charakter des Festes betonen	28.5%
keine oder abwegige Antworten	61.2%
	4.2%

Gegenüber der Trauung:

Standesamtliche Trauung genügt	13.2%
kirchliche Trauung aus Gründen der Sitte, Tradition, öffentlichen Meinung, Prestige	38.0%
kirchliche Trauung aus christlicher Überzeugung	47.0%
keine Antwort	1.8%

Die Untersuchenden haben sich besonders mit der Einstellung der Bevölkerung zur Trauung befaßt. Die Gründe, die eine Anzahl von Personen die standesamtliche Trauung für ausreichend ansehen läßt, waren folgende:

1. die kirchliche Trauung hält auch nicht länger;
2. das Gesetz verlangt nur die standesamtliche Trauung;
3. die Kirche will durch die kirchliche Trauung Macht über den Menschen gewinnen.

Dabei sind diejenigen, die die kirchliche Trauung ablehnen, sich durchaus bewußt, daß sie damit gegen eine Sitte verstoßen. Andererseits wissen viele Befürworter der kirchlichen Trauung, daß nicht mehr alle Menschen ihrer Überzeugung sind. Auf die Frage, wie es in der Untersuchungsgemeinde sei, ob wohl für viele Leute die standesamtliche Trauung gleichbedeutend mit der Hochzeit sei, antworteten die Befragten mit 35.7 %, daß eine nur standesamtliche Trauung in ihrer Gemeinde gar nicht vorkäme, 40.7 % meinten, es käme jedenfalls nur selten oder fast nie vor, weil das keiner wage. Fast ein Fünftel war der Überzeugung, eine nur standesamtliche Trauung käme gelegentlich bis öfters vor, so vor allem bei Mischehen.

Die bloße Bejahung der Trauzeremonie bedeutet natürlich nicht, daß man damit die Ehe ganz den kirchlichen Normen unterstellt. „Während fast 50 % der Bevölkerung den Anfang der Ehe, die Trauung, bewußt religiös verstehen, kommt in Krisenzeiten der Ehe ein Denken nach religiösen Gesichtspunkten schon kaum noch vor.“ Die prinzipielle Ablehnung der Scheidung ist gering, eine Ablehnung aus religiösen Gründen allein noch geringer. So wünschten nur 11.5 % der Bevölkerung aus religiösen Gründen strenge Maßstäbe in der Frage der Ehescheidung. Sehr viel häufiger wird aus praktischen Gründen ein strenger Maßstab für Ehescheidungen verlangt. Die Scheidungszahlen lagen in der untersuchten Gemeinde um rund zwei Drittel niedriger als im Durchschnitt der Bundesrepublik.

Die Moral vom „guten Menschen“

Auf die Frage, was man seinen Kindern an guten Lehren mit auf den Lebensweg geben sollte, gaben nur 29.6 % Antworten, die einen deutlichen Hinweis auf eine religiöse Grundlage der Erziehung enthalten. In den Antworten standen Ehrlichkeit und Anständigkeit an erster Stelle. Nächstenliebe, Demut, Gläubigkeit, also spezifisch christliche Tugenden, wurden nur selten genannt. Daraus folgern die untersuchenden Soziologen: „Die heute vorherrschende Moral ist ihres bewußt religiösen Charakters zum Teil entkleidet, bürgerliche Moral und christliche Ethik sind nicht identisch, sondern haben jede ihren eigenen Geltungsbereich.“

Das zeigen auch die Antworten auf die Frage: „Manche Leute sagen, daß man ohne Kirchgang und Pfarrer auch selig werden könne. Was meinen Sie dazu?“ Folgende Antworten wurden gegeben:

1. Zu Pfarrer und Kirche stehen unbedingt notwendig 43.7%
2. Es ist besser, man hält sich an Kirche und Pfarrer aus Gründen von Tradition, Sitte 9.9%
3. Hängt vom Pfarrer ab 1.6%
4. Das soll jeder halten, wie er will 2.7%
5. Ist nicht notwendig, um anständiger Mensch und guter Christ zu sein 39.5%
6. Keine Antwort, keine Meinung 2.6%

Auffallend ist bei der überwältigenden Mehrzahl der Antworten, daß die Frage nie im ausdrücklich theologischen Sinne verstanden wurde, sondern als Frage danach, ob man Pfarrer und Kirche für einen ethisch und moralisch richtigen Lebenswandel hier auf Erden für notwendig halte. Auch hier waren die Abweichungen zwischen den Konfessionen nur gering.

Die Antworten zeigen zusammengenommen, daß denjenigen der ersten Gruppe (unbedingt dafür) eine ungefähr gleich große Gruppe gegenübersteht, für die die Moral nicht mehr von einer Bindung an die Kirche abhängig ist. Die erste Gruppe begründet ihre Antworten mit folgenden Argumenten:

1. Es ist besser, weil man in der Kirche Gottes Wort hört und immer daran erinnert wird;
2. Kirche und Pfarrer sind von Gott eingesetzt. Es ist ein Gebot der Kirche, zur Messe zu gehen;
3. Die von der Kirche geförderte Religion ist ein Zucht- und Ordnungsmittel: man braucht Gottes Wort für den eigenen inneren Halt; der Kirchgang ist Anregung zum inneren Erlebnis.

Die zweite Gruppe bringt folgende Argumente vor:

1. Pfarrer und Kirche können einem nicht in den Himmel helfen; vom Kirchgang wird kein Mensch besser;
2. Die eifrigen Kirchgänger sind gar nicht alle fromm; viel Kirchgang hat gar nichts mit Frömmigkeit zu tun;
3. Es kommt schließlich auf den Lebenswandel an; die Bibel ist wichtiger als die Kirche; es kommt immer darauf an, daß ein Mensch anständig bleibt; die Pfarrer sind nicht nötig, um richtig zu leben.

Unwissenheit oder Toleranz?

Auch in diesen Antworten zeigen sich die Auswirkungen einer individualistischen, säkularisierten Ethik. Rechtsschaffenheit ist der erstrebte Persönlichkeitswert und zwar weitgehend ohne Mithilfe der Kirche. Die Soziologen halten diese Entwicklung für zwangsläufig, sie sehen in ihr zugleich einen Ansatz für ein neues, vertieftes religiöses Bewußtsein. „Der einzelne steht heute im Schnittpunkt vieler getrennter Lebensbereiche, vieler Leitbilder mit jeweils nur partieller Gültigkeit, er wird von vielen Organisationen umworben und beeinflusst und ist durch die modernen Kommunikationsmittel allen gesellschaftlichen Strömungen und Schwankungen der öffentlichen Meinung ausgesetzt. So muß heute auch der Einwohner unseres ländlichen Gebietes sich mehr und mehr auf sich selbst und auf sein Gewissen als Maßstab seines Handelns zurückziehen.“ Die neuen Eliten, auch in den ländlichen Pfarrgemeinden, von denen die Untersuchenden an anderer Stelle andeutungsweise sprechen, sind eine Auswirkung dieser Entwicklung.

Die Verfasser der Studie haben bei all ihren Befragungen immer wieder festgestellt, daß die Beurteilungen der Protestanten und Katholiken sich viel weniger unterscheiden, als man vielleicht erwarten sollte. Sie sehen darin eine Auswirkung des langen und engen Zusammenlebens der beiden Konfessionen in der Gemeinde. Hinzu kommt, gleichsam als negativer Faktor, der Zuzug von auswärtigen und damit der Einfluß bestimmter weltanschaulicher Denkweisen, der durch Presse, Funk und Film noch verstärkt wird. Das alles läßt die Verfasser zu dem Schluß kommen, daß „die religiöse Überzeugung des Menschen auch bei der heutigen Landbevölkerung zu einer Privatangelegenheit wird“. Wenn dann allerdings die Studie fortfährt: „Die sozialbedingte Einstellungsveränderung bewirkt ein Anwachsen der konfessionellen Toleranz; die konfessionelle Toleranz ist ein Zeichen dafür, daß der Mitmensch heute primär auf seinen Charakter und erst sekundär auf seine Konfession hin angesehen wird“, so erscheint es mehr als zweifelhaft, ob diese Verwischung aller klaren Konturen mit echter Toleranz be-

zeichnet werden kann. Viel näher liegt der Schluß, daß diese „sozial bedingte Einstellungsveränderung“ des modernen ländlichen Menschen u. a. auch eine Form der Kapitulation vor der Übermacht der täglich auf ihn einströmenden Umweltfaktoren ist, mit der er einfach nicht mehr oder noch nicht fertig wird. Sicherlich handelt es sich hierbei in den meisten Fällen nicht um ein persönliches Versagen. Er ist nicht ausreichend unterwiesen und vorbereitet worden, um unterscheiden zu können, was wesensmäßig zu seinem Glauben gehört und was nicht. Zumindestens eines der folgenden Untersuchungsergebnisse kann diese Annahme belegen. Über die Hälfte der Bevölkerung sprach sich für eine Duldung und Anerkennung der Mischehe aus. Nur ein Drittel der Befragten hielt es für unerlässlich, daß ihre Schwiegertochter bzw. ihr Schwiegersohn die gleiche Religion wie ihre Tochter oder ihr Sohn haben muß. 66,5% der Befragten wünschten die Gemeinschaftsschule ohne jede Einschränkung, nur 15,4% sprachen sich aus religiösen Gründen für die Konfessionsschule aus. „Dieser Prozentsatz ist um so erstaunlicher, als es in unserer Gemeinde, mit Ausnahme der nationalsozialistischen Zeit, immer nur konfessionell getrennte Schulen gegeben hat.“

Persönliche Bindung zur Kirche

Die Ergebnisse dieser Untersuchung bewertet die Studie keineswegs negativ. Daß die Kirche auf dem Lande nicht mehr das Zentrum der Kleinbauerngemeinde ist, sondern eine soziale Institution unter vielen, wird nicht als „Desintegration“ angesehen, sondern als eine Auswirkung einer sozialen Differenzierung, die — ganz allgemein — auch für die Kirchen gültig ist. „Die Bindung an die Kirche ist nach wie vor vorhanden, auch wenn sie sich in ihrer Art geändert hat... Das Zurückgeworfensein auf die persönliche religiöse Überzeugung des Menschen im Gegensatz zu einer a priori überlieferten Bindung, die sich in unserer Gemeinde als Tendenz anzudeuten beginnt, kann von der Kirche aus durchaus als günstige Entwicklung gelten. Neue Formen kirchlicher Bindung bestehen zusammen mit traditionellen in unserer Gemeinde. Dadurch ist die kirchliche Einordnung der heutigen Landbevölkerung stabiler und fester als die der industriellen Stadtbevölkerung“.

Die Bindungen in Familie und Verwandtschaft

Der Prozeß der sozialen Differenzierung ist, wie schon mehrmals angedeutet wurde, nicht allein auf die Kirche beschränkt. Ihm unterliegen der Beruf, das Berufs- und Bildungsstreben, der Arbeitsort, die Geselligkeit, die sogenannte Nachbarschaft und noch vieles andere. Es stellt sich nun die Frage, wie gegenüber diesem mannigfaltigen Differenzierungs- und Individualisierungsprozeß die Familie „als eine der ältesten und wichtigsten Bauelemente im sozialen System der ländlichen Gemeinschaft“ reagiert hat.

Bemerkenswert ist schon das Ergebnis auf die erste Frage: „Kümmern sich Ihre Verwandten darum, was in Ihrer Familie vorgeht? Finden Sie das richtig oder nicht?“ — Die Mehrzahl verbittert sich, z. T. sehr scharf, jede „Eimischung“. Das heißt: Die „Verwandten“ werden, im Gegensatz zu früher, nicht mehr zur Familie gerechnet. Familie bedeutet heute auch auf dem Lande die Gemeinschaft von Eltern und minderjährigen Kindern. Zuge-

standen wird höchstens eine gewisse Nothelferfunktion der Eltern (bzw. Großeltern). Auf die Frage: „Sollen die Eltern in die Ehe der Kinder eingreifen, wenn dort etwas nicht in Ordnung ist?“ wurde geantwortet:

- | | |
|---|-------|
| 1. Nicht eingreifen (z. T. mit Begründungen der Art, daß die Ehe eine persönliche Angelegenheit der Kinder sei; oder daß ein Eingreifen doch erfolglos sei; oder daß so die Spannungen nur vermehrt und die eigenen Eltern damit Ablehnung erfahren würden) | 27.4% |
| 2. Die Eltern sollen beraten, weil sie dazu durch ihre elterliche Aufgabe verpflichtet sind (mit Einschränkungen meist der Art, daß dies nur auf Wunsch der Kinder zu tun sei) | 54.9% |
| 3. Eine Nuance stärker als die zweite Gruppe: die Eltern sollen beraten und im äußersten Notfall um der Kinder willen eingreifen | 14.8% |
| 4. Keine Meinung, keine Antwort | 2.7% |

Diese Antworten legen nahe, daß die Generationen sehr bewußt auf Distanz leben. Es ist jedoch aufschlußreich, daß diese Meinungsäußerungen oft mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Das ist vor allem da der Fall, wo die Jungvermählten im Haushalt der Eltern mitwohnen. Rund die Hälfte aller Befragten berichtete, daß sie nach der Heirat zu den Eltern des einen Partners zogen. Obgleich die Berührungspunkte zwischen der jungen und der alten Familie durch gemeinsamen Haushalt, Pflegebedürftigkeit u. ä. häufig ziemlich eng waren, sprach nur ein Sechstel der Befragten von schlechten Erfahrungen mit diesem Zusammenwohnen (obgleich sie ausdrücklich danach gefragt wurden). Die Statistik beweist ebenfalls, daß in Wirklichkeit der „Verwandtenhaushalt“ (24.3% aller Haushaltungen) mit Großeltern, Eltern und Kind keineswegs eine Ausnahme darstellt. Haushalt- oder Hausgemeinschaften mit Verwandten sind im allgemeinen in der Praxis keine Notlösungen, sondern „Ausdruck einer bei der Mehrzahl durchaus bejahten Verbundenheit mit der Verwandtschaft — einschließlich der Eltern — auf der Grundlage der Achtung der gegenseitigen Selbständigkeitsansprüche“.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Bevölkerung werden in der Studie in vier Gruppen gegliedert:

1. eine kleine Gruppe, die keine Verbindung zu Verwandten hat;
2. eine Gruppe von etwa einem Siebtel der Befragten, die weitgehende Zurückhaltung von Eltern wie anderen Verwandten gegenüber den Angelegenheiten der engeren Familie wünscht, die Verwandte nicht für Hilfeleistungen in Anspruch nimmt, wenig mit ihnen zusammenkommt und auch kaum mit ihnen korrespondiert;
3. die Tendenz zur Verwandtenbeziehung findet sich bei einer weiteren, der größten Gruppe (fast zwei Drittel aller Befragten), bei denen durch Besuch, Briefe, gelegentliche Aussprachen und Hilfeleistungen Verbindung mit den Verwandten gehalten, aber auch bewußt Abstand und Eigenständigkeit der engeren Familie gewahrt wird;
4. bei der letzten Gruppe fällt die gegenseitige Reserve weg; enger Kontakt, ständige Hilfeleistung mit Rat und Tat zeichnen das Verwandtenverhältnis aus (rund ein Sechstel).

Diesen Sachverhalt kommentieren die untersuchenden Soziologen wie folgt: „Es gibt nicht mehr ein einziges

Verhaltensvorbild für die verwandtschaftlichen Beziehungen aller. Der einzelne kann sich bereits weitgehend lösen . . . Charakteristisch für diesen Individualisierungsprozeß ist weiterhin, daß die oben festgestellten Verhaltensstrukturen über alle Bevölkerungsteile streuen. Kleinere Unterschiede . . . sind vorhanden und geben Hinweise auf retardierende wie vorwärtstreibende Faktoren in dieser Entwicklung. So finden wir im Durchschnitt aller Befragten etwas mehr Verwandtenbindung bei Frauen, bei hauptberuflichen Landwirten, bei Einheimischen, bei kirchlich stärker gebundenen Befragten; etwas weniger dagegen bei Arbeitern und Auspendlern.“

Zweikindersystem

Die nächste Frage, die die Soziologen untersucht haben, lautet: „Ist die in der Natur der Familie angelegte Aufgabe der Zeugung und Aufzucht durch die gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesse beeinflusst worden?“ — Auch in der untersuchten Gemeinde sind die Geburtenzahlen stark zurückgegangen (von 31.3 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner im Durchschnitt der Jahre 1879 bis 1885 auf 15.3 der Jahre 1948—1952). Die Bevölkerung schreibt diesen Rückgang einer allmählich geänderten Einstellung gegenüber dem Kinde zu.

Aus den Ergebnissen der Befragungen lassen sich nach der Meinung der Untersuchenden drei Gruppen unterscheiden: „Einmal finden wir eine aus dem religiösen Glauben kommende Bejahung oder gehorsame Annahme von Zeugung und Geburt als Äußerung des Willens Gottes. Zum anderen treffen wir eine unreflektierte, teilweise wohl sogar biologisch unwissende Haltung und daher Auslieferung gegenüber den Naturvorgängen von Zeugung und Geburt, die man nicht zu beeinflussen denkt oder weiß. Schließlich finden wir eine auf Kenntnis der biologischen Vorgänge bei Zeugung und Geburt beruhende rational planende Elternschaft, die zum Zwecke der Erhöhung des Lebensstandards der Eltern wie der Verbesserung des Erziehungsstandards des Kindes zu einer Beschränkung der Kinderzahl führt.“ Die religiös begründete Haltung fand sich stark überproportional bei Personen über 45, noch stärker bei solchen über 65 Jahren.

Auf die Frage: „Wie viele Kinder hätten Sie am liebsten gehabt?“ antworteten die Befragten (demgegenüber steht das Ergebnis einer ähnlich formulierten Rundfrage in der Bundesrepublik):

	Gemeinde	Bundesrepublik
Keine Kinder	4.4%	8%
Ein Kind	8.2%	10%
Zwei Kinder	43.9%	50%
„Nicht zuviele Kinder“	2.7%	—
Drei Kinder	15.4%	21%
Vier und mehr Kinder	11.5%	11%
Kein besonderer Wunsch:		
„Wie sie kommen, sind sie recht“	8.8%	—
Keine Angabe, keine Meinung	4.9%	—

Als Gründe für das Zweikindersystem wurden genannt: Notwendigkeit einer den Verhältnissen angepaßten Erziehung und Ausbildung der Kinder; sehr viel seltener: die Aufrechterhaltung des Lebensstandards der Eltern. Die Motive für den Wunsch, überhaupt Kinder zu haben, waren fast nie wirtschaftlicher Art (Erben, Arbeitshilfen), im Vordergrund standen Begründungen seelischer Natur

(„ohne Kinder ist kein Leben“). „Diese Motive lassen erkennen, wie sehr man sich der Bedeutung des Kindes für die gefühlsmäßige Erfüllung der Familie wie der Bedeutung der Familie für die Sinngebung des Lebens überhaupt bewußt geworden ist.“

Kindbezogenheit der Eltern

Bezüglich der Erziehungsgrundsätze ist festzustellen, daß im Verhältnis zu früher der Gehorsam gegenüber den Eltern und der Tradition als Erziehungsprinzip stark zurückgetreten ist. Folgsamkeit oder Gehorsam wurden nur in 7.1% der Äußerungen über die Erziehung der Töchter und in 7.7% gegenüber Söhnen genannt. Man will das Kind verstehen, will Kamerad, Freund, Vorbild sein. Das Ziel der Erziehung, das immer wieder genannt wurde, lautete „Selbständigkeit des Kindes“.

Das zeigen auch die Antworten auf folgende Fragen:

Wer sollte bestimmen	Bei der Wahl				bei Verwendung
	der Freunde	des Berufes	d.Arbeits-ortes Ihres Kindes	des Ehe-partners	
Vor allem das Kind	38.5	52.2	39.5	46.2	18.2
Eltern und Kinder sollten aufeinander hören	39.0	36.3	38.0	19.8	36.2
Vor allem die Eltern	17.5	7.7	18.7	29.1	42.3
Keine Meinung, keine Angabe	4.9	3.8	3.8	4.9	3.3

Auf Grund dieser Ergebnisse folgern die untersuchenden Soziologen: Die frühere Form der Elternbestimmtheit des Kindes wandelt sich immer mehr zu einer Kindbezogenheit der Eltern. So z. B. ist das Erziehungsziel zur Arbeitsamkeit auch heute vorhanden. Es hat sich aber geändert. Es wird nicht mehr familienbezogen verstanden und ist nicht mehr religiös erfüllt, sondern vorwiegend ichbezogen. Der Einzelne will vorwärtskommen. „Er soll es besser haben als die Eltern.“ Zu diesem Wandel gehört auch der Rückgang eines früher elementaren Erziehungsgrundsatzes: der Frömmigkeit. (Nur 12.6% der Erziehungsgrundsätze für die Tochter und 10.4% für den Sohn verraten einen ausgesprochen religiösen Bezug.) Die Grundsätze für die Mädchen- (28.6%) und Jungenerziehung (42.9%) lauten heute: „Er soll ein anständiger Mensch, ein guter Charakter werden, hilfsbereit, brav, Achtung vor dem Alter haben.“

Selbständigkeit bei der Wahl des Ehepartners

Die Beweglichkeit des Einzelnen, seine Unabhängigkeit gegenüber den Gruppen, die früher die Kindheit bestimmten, haben den alten, eng begrenzten Rahmen der Partnerwahl gesprengt. Das zeigt sich in den zunehmenden Eheverbindungen zwischen Einheimischen und Auswärtigen, vor allem auch in der steigenden Zahl von Mischehen. (Diese betrug im Untersuchungsbezirk in den Jahren zwischen 1879—1885 nur 5.2, jetzt liegt sie mit 22.9 nur wenig unter dem Bundesdurchschnitt.) Die Geschlechter finden sich heute im Beruf und auf der Urlaubsreise. Der Einfluß der Verwandtschaft ist stark zurückgegangen. Dieser Zustand, der Wille zur Selbstbestimmung, wird heute auch weitgehend von den Eltern berücksichtigt. Auf die Frage: „Bei der Wahl der Ehepartner Ihrer Kinder, wer sollte da bestimmen: Vor allem die Eltern? Sollten Eltern und Kinder aufeinander hören? Vor allem das Kind?“ wurde wie folgt geantwortet:

Die Eltern oder gemeinsam, weil die Eltern die Verantwortung oder mehr Erfahrung haben, weil der Partner zur Familie passen muß 29.1%

Das Kind mit Beratung der Eltern (mit gleichen Argumenten wie vorher)	19.8%
Das Kind, weil die Eheleute miteinander auskommen müssen, weil man später keine Vorwürfe hören möchte, weil Liebe dasein muß	35.2%
Das Kind, weil man als Eltern doch nichts ändern kann	11.0%
Keine Antwort, keine Meinung	4.0%

Die größere Freiheit bereits bei der Wahl hat besonders für die Frau eine Änderung ihrer Position zur Folge. Das Bild des im elterlichen Haushalt aufgehenden Mädchens, das schließlich „verheiratet wird“, ist auch auf dem Lande so gut wie ausgestorben.

Gleichrangigkeit von Mann und Frau

Ein Vergleich der Partnerwahl zwischen früher und jetzt läßt vermuten, daß auch die soziale Struktur der Ehe sich heute weitgehend geändert hat. Früher war die Ehe auf dem Lande eine — wie die Studie sagt — Existenzkampfgemeinschaft. Diese brachte eine besondere Beanspruchung der Frau mit sich (Feld, Garten, Stall- und Hausarbeit). Die Männer hatten demgegenüber eine bevorzugte Stellung. Sie besaßen einen entlastenden, außerfamiliären Erfahrungs- und Lebensbereich (Militärdienst, Kriegerverein, Wirtshaus, mit einer Reihe unerfreulicher Nebenerscheinungen). Die zunehmende berufliche Differenzierung, die den Mann *notgezwungen* die meiste Zeit außerhalb des Hauses verbringen läßt, hat ihm das Haus heute als Daseinsraum der Familie viel deutlicher ins Bewußtsein treten lassen. Das Haus wird über seine wirtschaftliche Bedeutung hinaus zum „Heim“, zum Ort der „Gemütlichkeit“. Mit dieser neuen Bedeutung des Hauses nimmt auch der Einfluß der Frau zu, was bei den Befragungen sowohl von den Männern wie von den Frauen erkannt und anerkannt wurde. „Die Frau kommt dieser Aufgabe mit der Bemühung um die Wohnkultur, aber auch um gemeinsame Freizeitgestaltung mit Mann und Kind... viel mehr und bewußter als früher nach...“ Die Vorbilder für diese ihre neuen Aufgaben kommen eindeutig aus der Stadt.

Die Tendenz zur Gleichrangigkeit zwischen Mann und Frau zeigt sich auch in den übereinstimmenden Antworten beider Partner zur Frage der Gütergemeinschaft (bzw. -trennung), in der weitgehend prinzipiellen Anerkennung der Scheidung und vor allem in der Übereinstimmung der Bewertung von Scheidungsgründen.

Die deutsche Landgemeinde im internationalen Vergleich

Die hier auszugsweise wiedergegebenen Ergebnisse lassen hinreichend erkennen, in welchem Ausmaß das aus der industriellen-großstädtischen Welt geborene „moderne“ soziale Verhalten auch den heutigen „Menschen vom Dorfe“ mitbestimmt, zugleich aber auch, wie oft die gelebte Wirklichkeit auf dem Lande sich vom rein industriell-städtischen Raum durch die größere Stabilität ihrer Verhältnisse unterscheidet. Der deutsche Betrachter neigt oft allzu leicht dazu, vor den bereits vollzogenen und sich vollziehenden Veränderungen der ländlichen Welt bzw. des ländlichen Menschen zu erschrecken, auch dann wenn er sich in etwa über die soziologischen Faktoren im klaren ist, die diese Änderungen bewirken. Es ist jedoch festzuhalten, daß ähnliche Strukturveränderungen des Dorfes heute in allen Ländern der Welt vor sich gehen, sofern diese mit der modernen Industrialisierung über-

haupt in Berührung kommen. Welche besondere Stellung nun inmitten des weltweiten, unaufhaltsamen Differenzierungs- und Auflösungsprozesses die deutsche ländliche Gemeinde innehat, kann erst ein Vergleich mit der Situation des „Dorfes“ in anderen Ländern zeigen.

Diesen Vergleich hat Conrad M. Arensberg, Professor an der Columbia University (USA), durchgeführt. Er charakterisiert die von Wurzbacher untersuchte Landgemeinde ganz allgemein als ein Beispiel jenes modernen Gemeindetyps, der weder Stadt noch Land, sondern etwas Neues ist. „Obwohl diese Gemeinde in ihrer äußeren Gestalt und in ihrem Leben noch durch Feld und Wald bestimmt ist, liegt sie trotzdem im Kräftefeld jener Einflüsse, die Auspendlertum, Fremdenverkehr, Nebenerwerbslandwirtschaft und den Hang der motorisierten Jugend zur Straße . . . hervorbringen.“ Diese deutsche Gegend unterscheidet sich — das ist das erste Ergebnis des Vergleiches von Arensberg — von vielen englischen und amerikanischen Gebieten dadurch, daß ihr „die vollständige Zerstörung jeder Grundlage für ein ländliches Leben . . . erspart geblieben ist“. Im Gegensatz zu den schottischen Highlands und New England ist bei uns keine erzwungene Landflucht und Entvölkerung eingetreten, weil die deutsche Gemeinde ihre kleinen Bauern nicht ganz an die Fabriken verloren hat. „So kann sie städtische Art und stadtgeborene neue Einwohner aufnehmen, ohne ihre alte, wenn auch zum Wandel gezwungene, bäuerliche Grundlage aufzugeben.“ Die Gemeinde bleibt in der Lage, trotz der wachsenden Komplexität der Interessen sich Eigenart und Einheit zu bewahren. Dieses Glück nun — so fährt Arensberg fort — ist keineswegs allen Landgebieten beschieden gewesen. Er verweist auf das Schicksal der amerikanischen Landbevölkerung an der Ost- und Westküste, auf die vollständige Isolierung der Bauern und Fabrikarbeiter auf dem Lande in Frankreich, in England, Indien und Südafrika. Und er stellt fest: die vollständige Desintegration, die totale Isolierung der verschiedenen Berufsgruppen untereinander, ist das eigentlich klassische Schicksal der modernen industrialisierten und verstädterten Landgemeinde auf der ganzen Welt. Wie kommt es, so fragt er weiter, daß unsere Untersuchungs-

gemeinde und andere deutsche Landgebiete neben einigen in der Schweiz, in Skandinavien, in Libanon und in Japan diesem Schicksal entgangen sind? — Arensberg sieht den entscheidenden Faktor für die innere Stabilität dieser Gemeinwesen im Landbesitz. „In weltweiter Sicht ist die Tatsache bemerkenswert und zugleich für Westdeutschland kennzeichnend, daß der Eigenbesitz der Landwirte sich erhalten hat. Auch die Industrialisierung hat dieses Kennzeichen der Gemeinde kaum geändert.“ Der kleine Landmann ist Arbeiter geworden, ohne seine Landwirtschaft aufzugeben; er ist in das Spannungsfeld städtischer Einflüsse und Arbeitsweisen eingegliedert worden, ohne seinen ländlichen Wohnort zu verlassen. Die meisten landwirtschaftlichen Betriebe sind in Deutschland klein, es gibt daher keine große Kluft zwischen Landbesitzern und Landlosen. „Damit ist der neue Typus des Fabrikarbeiters nicht wie sonst so oft in einem einzigen Zug in die neue Welt der Fabriken und Maschinen hineingestoßen, von allem, was er vorher kannte, abgeschnitten und mit anderen entwurzelten Fremden zusammengedrängt worden.“ Dadurch, daß das Land in seiner Hand blieb, wurde zugleich verhindert, daß sich der größere Landwirt zu einem marktgerechten, nur kommerziell denkenden Landwirt-Geschäftsmann — zum amerikanischen Farmer — entwickeln konnte. Beide haben ein Stück Eigentum, beide sind Mitglieder einer Gemeinde.

Dieses „Eigentum in Arbeiterhand“ ist für Arensberg der einzige und ausschließliche Grund für die innere Stabilität und Lebensfähigkeit der deutschen Landgemeinde. Diese Stabilität ist wiederum die Voraussetzung für die Überwindung der desintegrierenden und zerstörenden Einflüsse der industriellen Welt: der Anfang für eine neue, sich erst allmählich abzeichnende Ordnung. Und ein wenig verbittert stellt Arensberg fest: „Ein ausländischer Beobachter bekommt leicht das Gefühl, daß die Deutschen das Ausmaß, in dem ihr Land — selbst im hier berichteten Übergang zu industriellen Lebensformen — noch keine Auflösung seines traditionellen ländlichen Gemeindelebens erlitten hat, nicht genügend zu schätzen wissen.“

Aus der Ökumene

Die Einheit der Orthodoxie und die Koexistenz

In einer Bemerkung über die Teilnahme der Orthodoxen an der Weltkonferenz von Evanston stellt der russisch-orthodoxe Professor Alexander Schmemann (früher Paris, jetzt New York) die „schmerzliche“ Frage, warum sich die trotz rassischer und nationaler Verschiedenheiten im Glauben und in der Treue zur gemeinsamen Vätertradition bestehende allorthodoxe Einheit nur gelegentlich manifestiere und die orthodoxen Kirchen in ihrem Leben, im Denken und hinsichtlich ihrer Zusammenarbeit so weit voneinander isoliert seien. In der künftigen Arbeit der Ökumenischen Bewegung werde die Orthodoxe Kirche eine wichtige Rolle spielen; zur Erfüllung ihrer „universellen Sendung“ käme es aber darauf an, daß sie sich auf ihren universellen Geist besinnt (St. Vladimir's Seminary Quarterly Vol. III, Nr. 1/2, S. 60).

Daß bei den Orthodoxen die Notwendigkeit konkreter Manifestierung der orthodoxen Einheit immer dringender empfunden wird, geht andererseits aus verschiedenen Anzeichen hervor. Diese Einheitsbestrebungen zeigen sich gemäß orthodoxer Tradition nicht in jurisdiktionellen oder anderen formalen Zusammenschlüssen. Sie sind dennoch geeignet, der Stimme der Gesamtorthodoxie in der Weltsituation und im besonderen hinsichtlich der vom Weltrat der Kirchen in der Ökumenischen Bewegung einzuschlagenden Arbeit mehr Gewicht zu verleihen. Die Herder-Korrespondenz wird diese Tendenzen im Rahmen ihrer ökumenischen Berichterstattung laufend verfolgen.

Für eine engere Kontaktnahme zwischen den autokephalen orthodoxen Kirchen bot die Konferenz von Evanston gute Gelegenheiten, die sich bei Abwesenheit von Vertretern der großen slawischen Nationalkirchen freilich auf wenige und nur einen Bruchteil der Gesamtorthodoxie